



MONIKA ZUCHT / DER SPIEGEL

Herr der Bücher: Marcel Reich-Ranicki in seiner Frankfurter Wohnung

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Literatur muss Spaß machen“

Marcel Reich-Ranicki über einen neuen Kanon lesenswerter deutschsprachiger Werke

SPIEGEL: Herr Reich-Ranicki, Sie haben für den SPIEGEL Ihren persönlichen literarischen Kanon zusammengestellt, die Summe Ihrer Erfahrung als Literaturkritiker – für Schüler, Studenten, Lehrer und darüber hinaus für alle,

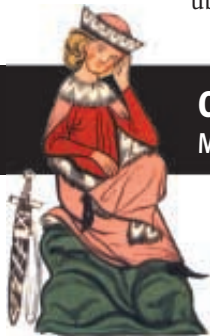
die an der Literatur interessiert sind. Gibt es überhaupt einen Bedarf für eine solche Liste literarischer Pflichtlektüre?

Reich-Ranicki: Ein Kanon ist nicht etwa ein Gesetzbuch, sondern eine Liste empfehlenswerter, wichtiger, exemplarischer und, wenn

es um die Schule geht, für den Unterricht besonders geeigneter Werke. Die Frage, ob wir einen solchen Katalog benötigen, ist mir unverständlich, denn

Das Gespräch führte Redakteur Volker Hage.

Chronik der deutschen Literatur Marcel Reich-Ranickis Kanon



Walther von der Vogelweide, ca. 1170–1230
Das Nibelungenlied (um 1200)
Gedichte



Martin Luther, 1483–1546
Bibelübersetzung

Andreas Gryphius, 1616–1664
Gedichte

Christian Hofmann von Hofmannswaldau, 1616–1679
Gedichte



Johann Wolfgang von Goethe, 1749–1832
„Die Leiden des jungen Werthers“, *„Faust I“*, *„Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“*, *Gedichte*

Gotthold Ephraim Lessing, 1729–1781
„Minna von Barnhelm“, *„Hamburgische Dramaturgie“*, *„Nathan der Weise“*

Johann Christian Günther, 1695–1723
Gedichte



MITTELALTER

16. JAHRHUNDERT

17. JAHRHUNDERT

18. JAHRHUNDERT

der Verzicht auf einen Kanon würde den Rückfall in die Barbarei bedeuten. Ein Streit darüber, wie der Kanon aussehen sollte, kann dagegen sehr nützlich sein.

SPIEGEL: Wie lange kann ein solcher Kanon Gültigkeit haben? Der Geschmack ändert sich doch – von Individuum zu Individuum, von Epoche zu Epoche.

Reich-Ranicki: Jeder Kanon ist ein Produkt seiner Epoche und vom persönlichen Geschmack gefärbt. Wie er in 20 oder 30 Jahren aussehen wird, interessiert mich überhaupt nicht. Sicher ist: anders als heute.

SPIEGEL: Leben wir nicht längst in einer Epoche der totalen Beliebigkeit?

der verfassten Rahmenrichtlinien und Lehrpläne für den Deutschunterricht an den Gymnasien haben einen generellen Fehler: Sie sind zu reichhaltig. Es handelt sich um lange, allzu lange Listen. Bisweilen hat man sogar den Eindruck, dass irgendjemand die Namen nacheinander aus einer Literaturgeschichte abgeschrieben hat. Ich bin dafür, dass man dem Lehrer die Möglichkeit der Wahl gibt. Aber bei den jetzigen voluminösen Listen sind alle überfordert – die Lehrer ebenso wie die Schüler. Diese Richtlinien und Lehrpläne zeugen vor allem von einem: von Weltfremdheit.

SPIEGEL: Nennen Sie ein Beispiel.

Reich-Ranicki: Der Bildungsplan für die Gymnasien in Baden-Württemberg ist von erschreckender Vollständigkeit: Aus der Epoche nach 1945 werden ganz einfach – jedenfalls entsteht dieser Eindruck – alle Autoren empfohlen, die in dieser Zeit publiziert haben, einschließlich des mittlerweile zum Glück vergessenen Gerd Gaiser. Nichts gegen Ruth Lehmann oder Reinhold Schneider oder Erich Loest: Aber ich erlaube mir die schüchterne Frage, ob sie wirklich zum Kanon für den

Gymnasialunterricht gehören sollten. Das Kultusministerium von Sachsen-Anhalt nennt in seinem „Lektüre- und Medienangebot“ für den Deutschunterricht an Gymnasien und Fachgymnasien Irina Liebmann und Jens Sparschuh und den ehrenwerten Erich Loest – und wiederum Gerd Gaiser. Im Lehrplan für die gymnasiale Oberstufe in der Freien und Hansestadt Hamburg finden sich – doch etwas überraschend – die Autorinnen Karin Struck und Elisabeth Plessen. Auf einer in Rheinland-Pfalz gültigen Lektüreliste sehen wir nicht ohne Verwunderung die Autoren Innerhofer und Woelk, Peter Schneider, Leonie Ossowski

und auch die liebe Elke Heidenreich. Bemerkenswert der Lehrplan des Sächsischen Staatsministeriums für Kultus: Da werden auch „Texte der Unterhaltungsliteratur von Kosalik bis Simmel“ empfohlen. Auf irgendeinem dieser Verzeichnisse habe ich Ephraim Kishon gefunden.

SPIEGEL: Unterhaltend braucht demnach der Deutschunterricht nicht zu sein?

Reich-Ranicki: Im Gegenteil: Gerade der Deutschunterricht sollte unbedingt unterhaltend sein. Nur kommt es darauf an – und das ist durchaus möglich –, die Schüler nicht mit minderwertiger, sondern mit guter Literatur zu unterhalten.

SPIEGEL: Was soll denn die Schule bei der Vermittlung von Literatur leisten?

Reich-Ranicki: Die Aufgabe des Deutschunterrichts besteht nicht nur darin, den Schülern bestimmte literarische Texte zu vermitteln. Wichtiger ist es, dass die Schüler etwas lernen, was sich durchaus erlernen lässt, nämlich: Wie sollte man ein Gedicht oder eine Novelle lesen und verstehen? Es ist eine Banalität, aber vielleicht sollte man doch darauf hinweisen: Wer gelernt hat, ein Gedicht von Eichendorff zu begreifen oder gar zu lieben, der wird auch mit Gedichten von Mörike oder Rilke zu Rande kommen. Der Schüler soll lernen, was eine Ballade ist und was eine Metapher, was die Begriffe Romantik oder Naturalismus bedeuten. Er soll erfahren, warum ein bestimmtes Gedicht von Goethe oder Heine, das von allen für schön gehalten wird, tatsächlich schön ist. Aber das Allerwichtigste kommt erst jetzt.

SPIEGEL: Wir sind gespannt.

Reich-Ranicki: Dem Schüler soll gezeigt und bewiesen werden, welche Aufgabe Literatur vor allem hat: Sie soll den Menschen Freude, Vergnügen und Spaß bereiten und sogar Glück.

SPIEGEL: Ist das machbar?

Reich-Ranicki: Aber sicher. Freilich hängt es vom pädagogischen Geschick des Lehrers ab und von der richtigen Auswahl der zu behandelnden Werke.

SPIEGEL: Manches von Kishon oder der Heidenreich ist doch durchaus vergnüglich.

Reich-Ranicki: Lassen Sie die Scherze, denn Sie



RUTH WALZ

„Faust I“ im Theater (2000)*: „Dafür muss man Zeit haben“

Reich-Ranicki: Wenn das zutrifft, dann ist ein Kanon erst recht notwendig. In der Sehnsucht nach einem Kanon verbirgt sich die Angst vieler Zeitgenossen, überinformiert und dennoch unwissend zu sein, und daraus ergibt sich die Sehnsucht nach einer Ordnung. Gerade wer fürchtet, in der unentwegt wachsenden Bücherflut zu ertrinken, wird für einen Kanon dankbar sein.

SPIEGEL: Haben Sie sich mit den aktuellen Lehrplänen vertraut gemacht?

Reich-Ranicki: Die von den Ministerien der einzelnen Bundeslän-

* Mit Bruno Ganz, Corinna Kirchhoff (2000).



Friedrich von Schiller, 1759–1805
„Kabale und Liebe“, „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“, „Don Carlos“, „Über naive und sentimentalische Dichtung“, „Wallenstein“, „Maria Stuart“, Balladen

Johann Peter Hebel, 1760–1826
„Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“

Friedrich Hölderlin, 1770–1843
„Hyperion oder der Eremit in Griechenland“, Gedichte

Novalis, 1772–1801
Gedichte

Friedrich von Schlegel, 1772–1829
Essayistisches



E.T.A. Hoffmann, 1776–1822
„Die Serapions-Brüder“



Heinrich von Kleist, 1777–1811
„Die Marquise von O.“, „Michael Kohlhaas“, „Prinz Friedrich von Homburg“, kleinere Erzählungen

Clemens Brentano, 1778–1842
Gedichte

Adelbert von Chamisso, 1781–1838
„Peter Schlemihls wundersame Geschichte“

Joseph Freiherr von Eichendorff, 1788–1857
Gedichte

Ferdinand Jakob Raimund, 1790–1836
„Der Verschwander“

August Graf von Platen, 1796–1835, Gedichte



Annette von Droste-Hülshoff, 1797–1848
„Die Judenbuche“, Gedichte

19. JAHRHUNDERT

zwingen mich, Sie zu belehren, dass Fontane noch unterhaltsamer ist als die Heidenreich und Joseph Roth besser als Kishon!

SPIEGEL: Also wie wollen Sie Ihre hehren Ziele erreichen? Mit einem entsprechend ergänzten und aktualisierten Kanon?

Reich-Ranicki: Umgekehrt – zunächst mit einem entsprechend gekürzten, mit einem rigoros zusammengestrichenen Lektüreplan. Er muss berücksichtigen, dass dem Lehrer oft für Deutsch nicht mehr als drei Unterrichtsstunden in der Woche zur Verfügung stehen und dass die Schüler für die Lektüre heute erheblich weniger Zeit haben als vor 30 oder gar 50 Jahren. Umfangreiche Werke, längere Romane vor allem, muss man, wie schmerzhaft es auch sein mag, weglassen, „Die Wahlverwandtschaften“ oder den „Zauberberg“ etwa.

SPIEGEL: Sind diese Romane nicht gut genug?

Reich-Ranicki: Ich kenne keine besseren. Aber sie sind für Schüler zu schwierig und zu anspruchsvoll. Auch auf den „Grünen Heinrich“, den „Joseph-Roman“ und erst recht auf den „Mann ohne Eigenschaften“ muss man verzichten. Im Vordergrund sollten Gedichte, Dramen und kurze Romane, besser noch: Erzählungen, stehen.

SPIEGEL: Wie stellen Sie sich die Literatur des Mittelalters in der Schule vor?

Reich-Ranicki: Zwei – nicht zu lange – Auszüge aus dem „Nibelungenlied“ müssen sein. Das Allerwichtigste aus dem deutschen Mittelalter ist, glaube ich, die Lyrik Walthers von der Vogelweide, von ihm sollte man mindestens fünf Gedichte behandeln. Aus der Epoche des Minnesangs empfehle ich überdies einige wunderbare (und nicht Zeit raubende!) Kleinigkeiten. Auf Wolfram von Eschenbach muss man in der

Schule verzichten, leider auch auf Gottfried von Straßburg. Danach Luther: unbedingt zwei, drei Auszüge aus der Bibelübersetzung, beispielsweise „Ammons Schandtat an Absaloms Schwester“ aus dem zweiten Buch Samuel.

SPIEGEL: Warum gerade diese Geschichte?

Reich-Ranicki: Weil sie beweist, wie modern das Alte Testament bisweilen ist, hier gibt es Stellen, die von Strindberg oder Hemingway hätten stammen können.

SPIEGEL: Was wollen Sie mit der Barockdichtung machen?



Frischs „Homo faber“ im Kino*: „Der Film ist nützlich“

Reich-Ranicki: Wir müssen uns auf drei geniale Autoren beschränken – auf Hofmann von Hofmannswaldau und Gryphius und als Übergang zur Sturm-und-Drang-Zeit Johann Christian Günther. Mit der Literatur des 18. Jahrhunderts sollte man in der Schule besonders streng verfahren, also keine Lyrik von Lessing oder Klopstock, keine Prosa von Wieland oder Herder. Das muss man den Studenten der Germanistik überlassen.

SPIEGEL: Warum wollen Sie den Schülern einen genialen Dichter wie Klopstock vor-enthalten?

Reich-Ranicki: Weil wir Zeit und Platz brauchen für noch Wichtigeres und Bedeuten-



Büchners „Woyzeck“ auf der Bühne*: „Große

deres – für Goethe und Schiller, für Kleist, Hölderlin und die Romantiker.

SPIEGEL: Von Lessing bleibt nichts im Kanon?

Reich-Ranicki: O doch: „Nathan der Weise“ und „Minna von Barnhelm“ und mindestens ein Auszug aus der „Hamburgischen Dramaturgie“ – am besten das letzte Stück.

SPIEGEL: Und der gewaltige Goethe – was sollte davon in den Unterricht gelangen?

Reich-Ranicki: Da muss man rigoros und konsequent sein. Man muss Zeit haben vor allem für „Faust I“ und für die Lyrik aus den verschiedenen Zeitabschnitten, insgesamt nicht weniger als 20 bis 30 Gedichte. Ferner sollte man auch den „Werther“ gründlich behandeln und Auszüge aus „Dichtung und Wahrheit“. Ob man die heutigen Schüler für den „Tasso“ oder ein so herrliches Stück wie die „Iphigenie“ begeis-

* Links: mit Sam Shepard und Julie Delpy (1991); rechts: Probe mit Kaya Bruel in Kopenhagen (2000).

Heinrich Heine
1797–1856
Gedichte, Prosa

Eduard Mörike
1804–1875
Gedichte

Georg Büchner
1813–1837
„Dantons Tod“,
„Woyzeck“, „Lenz“

Theodor Storm,
1817–1888
Novellen

Gottfried Keller,
1819–1890
Erzählungen



Theodor Fontane,
1819–1898
„Schach von
Wuthenow“,
„Frau Jenny Treibel“,
„Effi Briest“,
„Der Stechlin“

Friedrich Nietzsche,
1844–1900
Essayistisches

Arthur Schnitzler,
1862–1931
„Reigen“, „Leutnant
Gustl“, „Professor
Bernhardi“

Gerhart Hauptmann,
1862–1946
„Die Ratten“

Frank Wedekind,
1864–1918
„Frühlings
Erwachen“



Stefan George,
1868–1933
Gedichte

Else Lasker-Schüler,
1869–1945
Gedichte

Heinrich Mann,
1871–1950
„Professor Unrat“

Christian Morgenstern,
1871–1914
Gedichte

Hugo von
Hofmannsthal,
1874–1929
„Der Schwierige“,
Gedichte

Karl Kraus,
1874–1936
Essayistisches



Thomas Mann,
1875–1955
„Buddenbrooks“,
„Tristan“, „Der
Tod in Venedig“,
„Tonio Kröger“,
„Mario und der
Zauberer“,
Essayistisches

Hermann Hesse,
1877–1962
„Unterm Rad“

Carl Sternheim
1878–1942
„Der Snob“

Rainer Maria Rilke,
1875–1926
Gedichte

Robert Walser,
1878–1956
Erzählungen



OLIVER HANTITSCH

Schriftsteller schrieben vor allem Dramen“

tern kann, weiß ich nicht. Nebenbei: Es ist das erste deutsche Rundfunk-Hörspiel.

SPIEGEL: Goethe und der Rundfunk – vielleicht bringen Sie hier was durcheinander?

Reich-Ranicki: Durchaus nicht. Hier haben wir es mit einem Werk zu tun, in dem es nur auf das Akustische ankommt.

SPIEGEL: Und ist das alles von Goethe?

Reich-Ranicki: Genügt Ihnen das nicht? Da hilft nun nichts: Wenn man das Zentrale bei Goethe ordentlich „durchnehmen“ will, muss man auf „Egmont“ und „Götz von Berlichingen“ ebenso verzichten wie auf „Stella“ und „Clavigo“, von „Hermann und Dorothea“ ganz zu schweigen.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass Schillers Dramen, die Sie wohl nicht ignorieren wollen, junge Menschen noch interessieren?

Reich-Ranicki: Mit Sicherheit. Nur muss man seine Stücke aus heutiger Sicht erklären. Bei den „Räubern“ bietet sich die Parallele zu den Vorgängen um 1968 wie von selber an. Ich habe einmal mit einer

Abiturientenklasse über den „Tell“ gere-det. Sie fanden das Stück, das sie gerade gelesen hatten, sehr langweilig. Aber der Vergleich der Ermordung Gefßlers mit dem Attentat auf Rudi Dutschke hat sie, ich übertreibe nicht, beinahe fasziniert.

SPIEGEL: Soll man also den „Tell“ und die „Räuber“ in der Schule behandeln?

Reich-Ranicki: Das kann man tun, aber ich würde doch eher den „Don Carlos“ empfehlen und den „Wallenstein“ und als drittes Stück entweder „Kabale und Liebe“ oder „Maria Stuart“.

SPIEGEL: Ist damit Schiller für Sie abgehakt?

Reich-Ranicki: Keineswegs. Drei, vier Balladen, vor allem „Die Kraniche des Ibycus“ und den „Ring des Polykrates“, sollte man unbedingt berücksichtigen, ferner zumindest Auszüge aus der Schrift „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ und aus der Arbeit „Über naive und sentimentalische Dichtung“.

SPIEGEL: Sie wollten doch rigoros kürzen – haben Sie keine Angst vor Überfrachtung?

Reich-Ranicki: Eben deshalb verzichte ich auf das gesamte Werk von Jean Paul. Hingegen müssen ganz stark repräsentiert sein: Kleist, Hölderlin und Büchner. Von Hölderlin mindestens ein halbes Dutzend Gedichte und wenigstens ein Brief aus dem „Hyperion“. Von Kleist ziemlich viel: „Michael Kohlhaas“, „Die Marquise von O.“ und zwei, drei der kleineren Erzählungen und natürlich und unbedingt der „Prinz von Homburg“. Von Büchner beinahe alles, also „Dantons Tod“, „Woyzeck“ und die Erzählung „Lenz“.

SPIEGEL: Doch wohl etwas viel Theater?

Reich-Ranicki: Es ist nicht meine Schuld, dass die meisten der großen deutschen Schriftsteller, also Lessing, Schiller, Kleist oder Büchner, vor allem Dramen und keine Romane geschrieben haben.

SPIEGEL: Bei der Lyrik wollen Sie sich ganz auf Goethe und Hölderlin konzentrieren?

Reich-Ranicki: In der Tat verzichte ich auf die Gedichte von Uhland,

Johann Christian Günther Gedichte

Wortgewaltige Barockdichter hatte es schon viele gegeben. Aber der Schlesier

Günther traf ganz neue Töne: Seine Verse klingen bei aller Rhetorik so authentisch, kraftvoll und Ich-bewusst nach Liebe, Hass, Reue, Zweifel, Ergebung, Übermut oder Groll, dass man ihn zum Vorläufer des Sturm und Drang erklärte. So beschwerte sich der Poet, der in seinem kurzen Leben wenig Glück hatte, einmal über die Frauen: „Viel versprechen, wenig halten; / Sie entzünden und erkalten / Öfters, eh ein Tag verfließt. / Dieses ist / Aller Jungfern Hinterlist.“ Goethe rühmte den nahezu vergessenen Kollegen später für seine Kunst, „im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen“.



Achim von Arnim, Chamisso, Conrad Ferdinand Meyer, Herwegh und Freiligrath, um eben Platz zu haben für jeweils einige Gedichte von Novalis, Brentano, Eichendorff, Platen, Mörike, von der Droste und, das wird manche verwundern, von Raimund, zumindest das „Hobellied“ aus dem Theaterstück „Der Verschwendener“.

SPIEGEL: Wie aber soll man mit der Prosa und mit dem Drama des 19. Jahrhunderts umgehen?

Reich-Ranicki: Bis heute merkt man unserem Kanon die Lektürelisten aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an. Damals war die Literatur des 19. Jahrhunderts noch sehr gegenwärtig und wurde daher viel zu stark im Deutschunterricht und auch im Theaterrepertoire berücksichtigt. Jetzt ist es Zeit, vieles, was längst verstaubt ist, zu streichen, also Gotthelf und Stifter, Grabbe, Grillparzer und Hebbel, Immermann, Conrad Ferdinand Meyer und Raabe.

SPIEGEL: Das ist ja nicht zu glauben: Sie wollen den Schülern solche Glanzstücke wie „Das Amulett“ von

Alfred Döblin, 1878–1957
„Die Ermordung einer Butterblume“, „Berlin Alexanderplatz“



Robert Musil, 1880–1942
„Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“, „Tonka“

Franz Kafka, 1883–1924
„Der Prozeß“, „Die Verwandlung“, „Ein Bericht für eine Akademie“, „In der Strafkolonie“, „Ein Hungerkünstler“

Gottfried Benn, 1886–1956
Gedichte

Georg Heym, 1887–1912
Gedichte

Georg Trakl, 1887–1914
Gedichte

Kurt Tucholsky, 1890–1935,
Feuilletons

Joseph Roth, 1894–1939,
„Radetzky-marsch“, Erzählungen



Bertolt Brecht, 1898–1956
„Mutter Courage und ihre Kinder“, „Leben des Galilei“, „Kalender-geschichten“

Erich Kästner, 1899–1974
Gedichte

Anna Seghers, 1900–1983
„Das siebte Kreuz“, „Der Ausflug der toten Mädchen“

Ödön von Horváth, 1901–1938
„Kasimir und Karoline“

Peter Huchel, 1903–1981
Gedichte

Wolfgang Koeppen, 1906–1996
„Tauben im Gras“

Günter Eich, 1907–1972
Gedichte



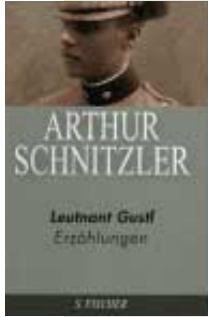
Max Frisch, 1911–1991
„Tagebuch“, „Homo faber“, „Biedermann und die Brandstifter“, „Montauk“

Arthur Schnitzler
„Leutnant Gustl“

Ein großes kleines Werk: Kaum mehr als 30, 40 Seiten (je nach Schriftgrad) umfasst dieses legendäre Selbstgespräch eines Soldaten in der Nacht vor dem geplanten Selbstmord. Die 1900 publizierte

Novelle ist der erste durchgespielte innere Monolog der deutschsprachigen Literatur – ein vollendetes Lehrstück aus dem Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts, eine Novelle, in der sich die erwachende psychoanalytische Neugier der Zeit ebenso spiegelt wie eine heute kaum noch nachvollziehbare Vorstellung von Ehre und Satisfaktion.

Wie in anderen frühen Erzählungen lässt der Österreicher Schnitzler auch hier seine Figur sich selbst entlarven – am Ende erübrigt sich der pathetische Plan des Offiziers, sich am Morgen eine Kugel in den Kopf zu jagen, auf überraschende Weise.



Meyer und „Die schwarze Spinne“ von Gottfried Keller?

Reich-Ranicki: Jede Diskussion über den Kanon leidet darunter, dass die Gesprächspartner sich gern auf Werke berufen, die sie vor Jahrzehnten in ihrer Schulzeit gelesen haben. Sie wollen nicht bedenken, dass im Laufe der Zeit sich vieles überlebt hat. Ohnehin kommen hier stets auch regionale Interessen zum Zuge: Die Schweizer werden auf Gottfried Keller und Meyer nicht verzichten, die Österreicher nicht auf Stifter und Grillparzer – und dagegen ist natürlich nichts einzuwenden. Lesen Sie noch einmal Ihre Lieblingsbücher, Sie werden verblüfft erkennen, dass nicht nur Sie gealtert sind.

SPIEGEL: Was bleibt dann?

Reich-Ranicki: Noch eine Menge. Vor allem Chamisso's „Peter Schlemihl“, an dessen Beispiel den Schülern das Wesen des Phantastischen und zugleich des Romantischen bewusst gemacht werden kann. Überdies: sehr viel von der Lyrik und Prosa Heines, ferner „Die Judenbuche“ der Droste, einige Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel, mindestens zwei Erzählungen aus den „Serapions-Brüdern“ von E. T. A. Hoffmann und je zwei von Gottfried Keller und von Theodor Storm.

SPIEGEL: Ist denn Storm wirklich so ein bedeutender Erzähler?

Reich-Ranicki: Darüber kann man streiten, aber ich bin für Storm im Kanon, weil sich am Beispiel seiner Prosa sehr schön und anschaulich erklären lässt, was die moderne Novelle von einer Erzählung unterscheidet – vor allem der Konflikt im Mittelpunkt, von dem aus das Ganze straff organisiert ist. Überdies: Anders als die Erzählung ist die Novelle keineswegs eine Gattung in der Nachbarschaft des Romans, sondern des Dramas, übrigens schon bei Kleist. Wichtiger als Storm ist allerdings Fontane. Da brauchen wir unbedingt verhältnismäßig viel, also mindestens zwei Romane, nämlich „Effi Briest“ und entweder „Frau Jenny Treibel“ oder „Der Stechlin“, ein Buch, das ich besonders liebe, das aber für die Jugend wohl etwas weniger geeignet ist. Überdies: wenn möglich noch die Erzählung „Schach von Wuthenow“.

SPIEGEL: Sie haben die Liste des 19. Jahrhunderts deutlich reduziert, aber das wird Ihnen mit dem 20. Jahrhundert nicht gelingen.

Reich-Ranicki: Sie vergessen, dass wir hier nur ein Minimalprogramm entwerfen. Und wenn man sich auf kleinere epische Formen konzentriert, dann kann man so gut wie alle wirklich wichtigen Schriftsteller im Unterricht behandeln. Mit anderen



TV-Serie „Berlin Alexanderplatz“*: Schwieriger Dialekt

Worten: Meist kommt es nicht auf einzelne Bücher an, sondern auf die Autoren.

SPIEGEL: Was wollen Sie also von Thomas und Heinrich Mann aufnehmen?

Reich-Ranicki: Von Thomas Mann drei oder vier Erzählungen – am besten „Tonio Kröger“, „Tristan“, „Der Tod in Venedig“ und „Mario und der Zauberer“ – und von allen Romanen bloß die „Buddenbrooks“. Von Heinrich Mann ist alles schon verstaubt und überlebt, vielleicht mit einer Ausnahme: „Professor Unrat“. Ich empfehle den Roman auch deshalb, weil man seine Behandlung mit dem Marlene-Dietrich-Film „Der blaue Engel“ schön verbinden kann. Von den Kafka-Romanen nur „Der Prozess“, aber auf jeden Fall einige Geschichten, so „In der Strafkolonie“, „Der Hungerkünstler“, „Die Verwandlung“, „Ein Bericht für eine Akademie“. Ganz wichtig: Schnitzlers „Leutnant Gustl“ – exemplarisch für den inneren Monolog, den er lange vor Joyce fabelhaft angewandt hat. Von Musil vor allem „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß“ und von den Erzählungen wohl „Tonka“; bei Hesse, der einst so populär war, sollte man sich mit „Unterm

* Mit Günter Lamprecht (1980).

Arno Schmidt, 1914–1979
„Die Umsiedler“, „Seelandschaft mit Pocahontas“



Heinrich Böll, 1917–1985
„Der Mann mit den Messern“, „Wanderer, kommst du nach Spa...“, „Doktor Murkes gesammeltes Schweigen“

Peter Weiss, 1916–1982
„Die Verfolgung und Ermordung Jean Paul Marats dargestellt durch die Schauspielgruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade“

Paul Celan, 1920–1970
Gedichte

Friedrich Dürrenmatt, 1921–1990
„Die Panne“

Ernst Jandl, 1925–2000
Gedichte

Ingeborg Bachmann, 1926–1973
Gedichte



Günter Grass, *1927
„Die Blechtrommel“, „Katz und Maus“

Peter Rühmkorf, *1929
Gedichte

Hans Magnus Enzensberger, *1929
Gedichte

Thomas Bernhard, 1931–1989
„Holzfällen“, „Wittgensteins Neffe“

Uwe Johnson, 1934–1984
„Mutmassungen über Jakob“

Sarah Kirsch, *1935
Gedichte



Wolf Biermann, *1936
Gedichte

Jurek Becker, 1937–1997
„Jakob der Lügner“

Robert Gernhardt, *1937
Gedichte

Jeder liest für sich allein

Wie Lektüre den Menschen prägt – mein privater deutscher Literaturkanon. *Von Elke Schmitter*

Langeweile – mein erstes Lesemotiv. Und wie beglückend, es wiederzufinden: In einem Kinderbuch, das heute vergriffen ist (aber es gibt ja Antiquariate) und den obskuren Titel „Harriet M. Welsch – Spionage aller Art“ führte, macht sich die Heldin aus Langeweile auf den Weg in die Welt. Ihre Mittelklas-

und pietistischen Schriften gefüttert wird und als Erwachsener, voller Mitgefühl und Selbstmitleid, einen Bildungsroman verfertigt: nicht klassisch und nicht gut gebaut, weder erbaulich noch heiter.

Man war nicht allein in jener Phase des leichten Jugend-Irreseins, die wir ja alle durchlaufen (durchgehen, heute vielleicht durchtanzen): Die Tagebücher von Kafka waren mein Brevier – und der Anstreichungen kein Ende. „Wie fern sind mir z. B. die Armmuskeln“ (20. Februar 1911). Dieses mitgeführte Befremden, dem er seine ganze Kraft widmet: nur kein Unglück vergessen! Da baut sich einer ein Gehäuse aus Schmerz, macht hin und wieder ein Fenster auf, erschrickt vor Luftzug und Licht und kehrt zurück zu seiner ureigenen Scham, ein Mensch zu sein. Viel schwarze Tinte ist da geflossen, mit kleinen Lachen in Lakonie.

Von da aus war es nicht weit zu Heine, dem es wie keinem gegeben ist, mit jedem Entsetzen Scherz zu treiben: „Ich aber verhänge die Fenster / Des Zimmers mit schwarzem Tuch; / Es machen mir meine Gespenster / Sogar einen Tagesbesuch.“

Es ist der Rhythmus, der alles bei ihm grundiert, eine verlässliche Eindeutigkeit in diesem Kosmos von Ambivalenz: Romantik und deren Verspottung, Polemik und äußerste Zartheit, totale Selbstbezogenheit und großer politischer Scharfsinn. Mein Gedächtnis für Lyrik ist dürftig, doch bei Heine hält es fest: „Das Fräulein stand am Meere / Und seufzte lang und bang ...“ Wer hier nicht singt, ist taub!

Das Melodische ist nicht mit Schönheit identisch, doch bei Matthias Claudius ist es vereint: „Kalt ist der Abendhauch. / Verschon uns, Gott! mit Strafen / Und lass uns ruhig schlafen! / Und unsern kranken Nachbarn auch!“ Getrost würde ich das ganze kleine Werk von Georg Büchner als den Gipfel dessen annonciieren, was die deutsche Sprache erreichen kann, wenn sie Schärfe und Klugheit behalten will – doch schön ist es eher im Untergrund, im Rumor der einzelnen Zeilen, im Unerbittlichen, Schroffen, Nichtversöhnlichen: „Blutwurst sagt: komm Leberwurst!“

Man muss es sprechen, mit dieser schrecklichen Pause, und leise, dann schaudert es einen sofort ... Manchmal gleicht das Melodische das Nichtverstehen aus und hält es fest, lötet den Leser an einzelne Zeilen, deren Rätselhaftigkeit durch Schönheit in Schweben gehalten

wird. „Der Herzog der Stille / wirbt unten im Schlosshof Soldaten“ – der Lyriker Paul Celan ist darin einzigartig.

Ich erinnere mich, einen Morgen lang glücklich gewesen zu sein, weil jemand in der U-Bahn neben mir einen Satz (den ich vergessen habe) aussprach, der in seiner Melodie, in seinem Rhythmus dem ersten, vollkommenen Satz der Proust-Übersetzung von Eva Rechel-Mertens gleichgebildet war: „Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen.“

Denn auch das Nüchterne kann schön sein: Fabian, Titelheld von Erich Kästners Roman, ist ein schwerer Melancholiker der neuen Sachlichkeit aus einer uns nicht so fernen Epoche, in der den Menschen die Utopien ausgingen und sie ihren Kopf zum Besserkennen, aber nicht mehr zum Klügerwerden nutzten. Ein luzides und bescheidenes Buch voller Sentenzen, zu denen ich eine Neigung habe, weil sie wie eine Abkürzung des Geistes scheinen, aber den Umweg des Begreifens erzwingen.

Deshalb, auch deshalb, Fontane – und da nicht nur „Effi Briest“. Das „weite Feld“ ist sprichwörtlich geworden, wie er überhaupt groß darin war, vorzugsweise älteren Herren zitierfähige Weisheiten anzudichten, die nur auf den ersten Blick, wenn überhaupt, gemütlich sind. Ich bewundere ihn als moralischen Autor: Die Auseinandersetzung Instettens, des betrogenen Ehemanns, mit einem Vertrauten über die Frage, ob er sich duellieren soll – wie wird da (in „Effi Briest“) abgewogen!

Der Freund gibt die Zeit zu bedenken: Wofür Sie sich heute duellieren, liegt sieben Jahre zurück. Wann setzt eigentlich Verjähmung ein? Das ist ein pragmatisches Argument, von großer Lebensklugheit, und Instetten gibt ihm beinahe Recht. Es stellt die einmalige Absolutheit des moralischen Vergehens gegen die totale und unpersönliche der Zeit, des trivialen Vergehens von Zeit. Aber jetzt wissen Sie davon, entgegnet Instetten schließlich, und selbst, wenn Sie nie davon sprechen, Sie werden es ja nicht vergessen. Weil Sie es wissen, ist es nun in der Welt, und damit bin ich nicht mehr Privatmann, sondern ein Mitglied der Gesellschaft, und als solches habe ich meine Ehre zu retten ...

Das ist ein großer, wie man heute sagt, „Diskurs“, der deshalb so ergrift, weil nur seine Verkleidung historisch ist. Er setzt Scham und Schuld in Beziehung, Erfahrung und Prinzipien, den Einzelnen



Simmel-Verfilmung*: *Alles verziehen*

se-Familie kennt sie längst besser, als ihr lieb ist, und sie hat gelernt, dass sie deren Geheimnisse deshalb nicht ergründen wird, weil sie mittendrin steckt.

So wählt sie die Beobachtung, das heißt: Ein Mädchen von elf Jahren erforscht die Nachbarschaft, denkt sich eine Route aus und hockt sich unter Küchenfenster, versteckt sich im Gebüsch, setzt sich in einen Speiseaufzug und hört täglich mit, was Maier, Müller, Schulze reden, wenn sie mit sich allein sind. Und schreibt es auf. Denn sie will Schriftstellerin werden.

Wie Zeit langsam vergeht, sich eintrübt und verdickt, ist meine Erfahrung von Kindheit – das zähe Gefühl der Absonderung, das damit verbunden ist und das übergeht in Absonderlichkeit, auch das fand ich aufgeschrieben wieder: Im „Anton Reiser“, der literarischen Lebensbeschreibung des unglücklichen Karl Philipp Moritz, des ersten modernen Neurotikers. Eine arme Jugend im zerstückelten Deutschland der Goethe-Zeit, ein verwahtes Kind, das mit trockenem Brot

* Oben: Alain Noury (l.) in „Und Jimmy ging zum Regenbogen“ (1970); rechts: mit Angelica Domröse (1968).

und die Gesellschaft: Was kann ein Roman, der zudem so wunderbar geschrieben ist, Größeres leisten? (Unterschätzt wird übrigens noch immer Fontanes traurigster Eheroman „Unwiederbringlich“ – in seiner fatalen Abschlüssigkeit, der inneren Konsequenz ein einzigartiges Buch, ein mähliches Versickern in die Ausweglosigkeit, tatsächlich: unerhört modern.)

Und das Glück in der deutschen Literatur – das gibt es natürlich auch. „Seelandschaft mit Pocahontas“ von Arno Schmidt ist nicht nur eine Novelle für die gebildeten Stände – obwohl die, wie immer bei Schmidt, auf ihre erhöhten Kosten kommen. Es ist auch die erste mir bekannte Liebesgeschichte in der deutschen Literatur, die eine hässliche Heldin erhört. Der armen Selma Wientge, Stenotypistin aus der Provinz, im „zaundürren Wespenkleid“, dünn und staksig: Ihr leuchtet in dieser Nachkriegsnovelle reine, erotische Erfüllung.

Bei Arno Schmidt darf es nach Blutwurst und nach Bratkartoffeln riechen, nach schalem Bier und faulen Witzen, und doch gibt es ein Glück des Kleinbürgeralltags, das neben ihm nur Heinrich Böll – in schlichteren Worten – zu würdigen wusste. Dessen wunderbare Leni Pfeiffer, Zentrum seines „Gruppenbilds mit Dame“, ist mir ans Herz gewachsen schon bei der ersten Lektüre.

Und beiläufig gelingt es Böll, auch hier in diesem Roman mit seinen nervösen Kettenrauchern und heimgekehrten Soldaten, bigotten Kirchenmännern und gläubigen Menschen, freundlichen Richtern und vergesslichen Nazis ein Bild des Nachkriegsdeutschlands zu zeichnen.

Wer „Gruppenbild mit Dame“ und „Das Brot der frühen Jahre“ geschrieben hat, dem ist selbst „Frauen vor Flusslandschaft“ zu verzeihen – wie auch dem begnadeten Prosapoeten Schmidt eine Neigung zum ranzigen Altherrenwitz ...



„Effi Briest“-Filmversion*: Großer Diskurs

Und Simmel, wenn ich gerade dabei bin, verzeihe ich ohnehin alles, was andere über ihn sagten, als er noch nicht promoviert war zum Zeitdiagnostiker – und zwar für eines seiner Bücher, das mich mehr amüsiert hat als vieles andere: „Es muss nicht immer Kaviar sein“. (Nicht nur wegen der Rezepte!)

Was darf man nicht vergessen? Die „Buddenbrooks“, die ich beinahe nacherzählen kann (was bestürzend vermessen klingt, aber doch keine große Leistung ist, weil es auch eine Pointen-Fibel ist). Erst spät ist mir aufgefallen, wie wenig Thomas Mann selbst hier, in seinem ersten Roman, seinen Figuren verfällt, wie sehr er sie auf Abstand bringt zu sich wie zu seinen Lesern und wie gekonnt er dafür sorgt, dass wir, mit ihm, über sie lachen. Er ist ein Autor ohne Mitgefühl, doch seine Geschöpfe, in all ihrem Reichtum und ihrer Beschränktheit, sind meine Verwandten geworden, und was ich von jener geschichtlichen Phase weiß, verdanke ich nicht zuletzt seiner klugen Anschaulichkeit.

Die „Buddenbrooks“ also, und von Max Frisch den leichtesten Roman, sein anmutigstes Spiel mit Einbildungskraft und Identität: „Mein Name sei Gantenbein“: ein Mann, der den Blinden spielt und durch diesen kleinen Trick – oder auch diese große Lüge – die Menschen aufrichtiger werden lässt, weil sie sich vor ihm, der ja nichts sieht, nicht mehr verstellen müssen. Frischs Erzählung „Der Mensch erscheint im Holozän“, ein mürrisches Spätwerk von feinsten Ironie, darf auch nicht unterschlagen werden: Ein alter Mann, allein im Gebirg, der von einem Unwetter heimgesucht wird, und das mögliche Ende der Welt und das seines unauffälligen Lebens scheinen zusammenzufallen.

Zuletzt ein Zeitgenosse, der eigentlich alles kann – er lebt in Hamburg und lacht über sich und die Welt, beherrscht jede literarische Form und hört nie auf zu probieren, schreibt unerbittliche Prosa und zarteste, politische Lyrik, meißelt am Alterswerk und hat den Mut, auch dann bei sich zu bleiben, wenn die Besichtigung seines porösen Innersten nicht eben schmeichelnd ausfällt: Peter Rühmkorf. Es wäre zu sprechen von den frühen Memoiren „Die Jahre die ihr kennt“, von seinen letzten Gedichten, vom Tagebuchwerk „Tabu“.

Es wäre noch von vielem zu sprechen! Ein großer Vorteil der Literatur gegenüber journalistischer Arbeit ist eben am Ende auch: dass ihr niemals der Platz ausgeht.

Stefan George Gedichte

Bei den Pariser Symbolisten hatte er sein Handwerk gelernt. Doch in den eigenen Gedichten überwand Stefan George bald die Jugendstil-Dekadenz: Er fühlte sich zum Lehrmeister kultureller Erneuerung berufen. Unbeirrbar sammelte der priesterlich strenge Poet, der zeitlebens bei Freunden und Gönnern logierte, eine Elite junger Männer um sich. In diesem „Geheimen Deutschland“ galten seine Gedichtbände („Der Siebente Ring“, „Der Stern des Bundes“) als Heiligtümer, und seine Übersetzungen von Dante oder Shakespeare wurden auch außerhalb des Kreises gerühmt. Mit ihrer rätselhaft kristallinen Klarheit ist Georges Sprachkunst wegweisend für die deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts geworden.



Rad“ begnügen, von Brecht empfehle ich unbedingt zwei, drei der „Kalendergeschichten“, von Joseph Roth den „Radetzky-Marsch“ und zwei Geschichten, vielleicht „Die Legende vom heiligen Trinker“ und „Stationschef Fallmerayer“, von Döblin „Die Ermordung einer Butterblume“ und da, wo der Berliner Dialekt nicht zu große Schwierigkeiten bereitet, „Berlin Alexanderplatz“. Zwei, drei kurze Geschichten von Robert Walser sollten nicht fehlen und schließlich „Das siebte Kreuz“ der Anna Seghers und auch noch ihre Erzählung „Der Ausflug der toten Mädchen“.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass es sinnvoll ist, in den Unterricht Verfilmungen literarischer Werke einzubeziehen?

Reich-Ranicki: Ja, ich bin davon überzeugt – und man kann ruhig auch solche Filme einbeziehen, die nicht gerade Meisterwerke der Filmkunst sind. Und umgekehrt: Bücher, die nicht zu den Höhepunkten der deutschen Literatur gehören, können gelegentlich behandelt werden, wenn es eine gute Verfilmung gibt. Ein Beispiel: Ob „Homo faber“ in den Kanon gehört, ist keineswegs sicher, aber der Film ist nicht schlecht und nützlich.

SPIEGEL: Findet sonst noch etwas von Max Frisch Gnade vor Ihren Augen?

Reich-Ranicki: Einige kleine Prosastücke aus seinem „Tagebuch“ und eventuell „Montauk“.

SPIEGEL: Wird eine 15-jährige Schülerin „Montauk“ verstehen? Muss man dazu nicht mindestens 50 sein?

Reich-Ranicki: In „Montauk“ geht es vor allem um die Liebe. Daran sind viele



Kinofilm „Tod in Venedig“*: „An der Liebe sind Jungen und Mädchen interessiert“

Mädchen und Jungen im Schulalter nach wie vor stark interessiert, auch wenn sie darüber nicht gern sprechen.

SPIEGEL: Erotische Motive in der Literatur spielen in Ihrer Kritik stets eine besonders große Rolle. Sollte etwa die Schule in dieser Hinsicht ähnlich verfahren?

Reich-Ranicki: Ja, ich widme der Liebe in der Literatur viel Platz. Das geht auf einen einfachen Umstand zurück: Die Liebe ist das zentrale Thema der deutschen Literatur – von Walther von der Vogelweide bis zu Ingeborg Bachmann und Sarah Kirsch. Zu den größten Erotikern der europäischen Literatur gehören zwei deutsche Autoren: Goethe und Heine. Gut beraten ist der Lehrer, der immer wieder auf Erotisches eingeht. Und ich hätte Sympathie für einen Deutschlehrer, der plötzlich, jeden Kanon ignorierend, seine Schüler beispielsweise Nabokovs „Lolita“ lesen lässt oder Tschschows Erzählung „Die Dame mit dem Hündchen“.

SPIEGEL: Und was ist mit den typischen deutschen Nachkriegsautoren, mit denen Sie sich als Kritiker zeitlebens beschäftigt haben – bleibt davon für Ihren Kanon nichts übrig?

Reich-Ranicki: Ja, hier muss man sehr vorsichtig sein – und da bleibt in der Tat nur wenig. Ich habe viel über große deutsche Schriftsteller der Vergangenheit geschrieben, aber zugleich so gut wie nie die deutsche Literatur der Gegenwart vernachlässigt oder gar ignoriert. Darunter waren nicht wenige gute oder zumindest brauchbare Bücher, die zu Recht viel diskutiert und 10 oder vielleicht sogar 20 Jahre lang so-

gar gelesen wurden. Aber sie haben sich überlebt. Vom literaturhistorischen Standpunkt gesehen, waren es Eintagsfliegen, nützliche Eintagsfliegen – Alfred Kerr hat einen Band seiner gesammelten Kritiken so genannt: „Eintagsfliegen“. Aber es wäre falsch und auch schädlich, wollten wir diese Werke in den Kanon aufnehmen.

SPIEGEL: Welche Romane und Erzählungen waren denn keine Eintagsfliegen?

Reich-Ranicki: Von Wolfgang Koeppen „Tauben im Gras“, von Böll „Doktor Murkes gesammeltes Schweigen“ und zwei

Hugo von Hofmannsthal „Der Schwierige“

Als letzter großer Dichter des alten Europa ist der Wiener Hugo von Hofmannsthal gerühmt worden. Sein Geheimnis: Er überwindet die Tradition, ohne sie lächerlich zu machen. Sein „Schwieriger“ (1921), der entschlossene Junggeselle Graf Hans Karl Bühl, fühlt sich fehl am Platz in der feinen Gesellschaft, zu der er doch zählt; am Schluss wird er überrascht und erlöst von der menschlich-echten Liebe der Gräfin Helene Altenwyl. Diese Selbstfindung auf höchstem Niveau, nach klassischem Muster auf wenige Momente konzentriert, ist in einem virtuos beiläufigen Dialog erzählt, der das Drama zu einer der besten deutschsprachigen Konversationskomödien macht.



kleine Geschichten, etwa: „Der Mann mit den Messern“ und „Wanderer kommst du nach Spa...“, von Arno Schmidt „Seelandschaft mit Pocahontas“ und „Die Umsiedler“, von Grass „Katz und Maus“ und ausgewählte Kapitel aus der „Blechtrommel“, von Uwe Johnson einige Abschnitte aus den „Mutmassungen über Jakob“, von Thomas Bernhard „Wittgensteins Neffe“ und „Holzfällen“.

SPIEGEL: Wie ist es mit Dürrenmatt bestellt?

Reich-Ranicki: Da ist vieles inzwischen verblasst und verstaubt. Ich glaube, es genügt eine einzige Novelle: „Die Panne“.

SPIEGEL: Und die Prosa von Martin Walser, Peter Handke, Siegfried Lenz, Christa Wolf, Jurek Becker, Botho Strauß, Hans Erich Nossack?

Reich-Ranicki: Das sind natürlich allesamt ehrenwerte Autoren, aber sie gehören doch nicht in einen Kanon für Schulen. Hier zwei Beispiele. Ich habe Christa Wolfs Roman „Nachdenken über Christa T.“ nachdrücklich gelobt – und Martin Walsers Novelle „Ein fliehendes Pferd“ ebenfalls. In beiden Fällen bedauere ich meine nahezu enthusiastischen Urteile keineswegs. Aber seit dem Roman der Wolf sind 33 Jahre vergangen, seit Walsers Novelle immerhin 23 Jahre. Versuchen Sie, diese Bücher heute zu lesen – und Sie werden sehr verwundert sein.

SPIEGEL: Im Falle von Jurek Beckers Lager-Roman „Jakob der Lügner“ sind wir anderer Meinung. Gibt es nicht Bücher, die vielleicht nicht gleich in den Kanon gehören, sich aber hervorragend als Schulstoff eignen?

Reich-Ranicki: Woran denken Sie?

SPIEGEL: Etwa an Plenzdorfs „Die neuen Leiden des jungen W.“ oder Schlinks Roman „Der Vorleser“.

Reich-Ranicki: Ich habe nichts dagegen, dass man Plenzdorfs Erzählung im Unterricht behandelt, aber in den Kanon gehört sie nun doch nicht. Und Schlinks „Vorleser“? Ein gut lesbare, verdienstvolles Buch, dessen sprachliches Niveau nicht sehr hoch ist. Jurek Becker? Nein, seine inzwischen schon vergessenen Romane haben

im Kanon nichts zu suchen. Aber „Jakob der Lügner“? Ja, wohl, Recht haben Sie, ich gebe nach und nehme das Buch in meinen Kanon auf.

SPIEGEL: Was machen Sie mit den Dramatikern des Jahrhunderts?

Reich-Ranicki: Das Drama veraltet besonders schnell. Werfen Sie einen Blick auf das Repertoire der deutschen Theater zwischen den beiden Weltkriegen –

was man damals gespielt hat, ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, längst vergessen. Für den Kanon kommen wohl nur acht oder neun Dramatiker in Frage: Hauptmann („Die Ratten“), Schnitzler („Reigen“, „Professor Bernhards“), Hof-

* Mit Dirk Bogarde und Björn Andresen (1970).

mannsthal („Der Schwierige“), Wedekind („Frühlings Erwachen“), Sternheim („Der Snob“), Horváth („Kasimir und Karoline“), Brecht („Galilei“, „Mutter Courage“), Peter Weiss („Marat“).

SPIEGEL: Und das ist alles? Keine Stücke von Frisch, Dürrenmatt, Walser, Handke?

Reich-Ranicki: Allenfalls Frischs „Bieder- mann und die Brandstifter“. Von Dürren- matt haben sich alle Stücke, sogar „Der Besuch der alten Dame“, überlebt, ob die Stücke von Walser und Handke je gelebt haben, dessen bin ich nicht sicher.

SPIEGEL: Sind Sie im Bereich der Lyrik ebenso streng?

Reich-Ranicki: In der Lyrik haben die An- thologisten viel Unheil angerichtet. Ich

Schüler finden, von Morgenstern und Georg Heym, von Kästner, Huchel, Eich, Celan, Ingeborg Bachmann, Jandl, Enzens- berger, Sarah Kirsch, Rühmkorf und auch Biermann und Robert Gernhardt.

SPIEGEL: Insgesamt ist die Zahl der Frauen in Ihrem Kanon recht klein.

Reich-Ranicki: Das stimmt schon, aber ich kann es nicht ändern. Anders als zum Beispiel in England, Frankreich oder Polen gibt es nur wenige deutsche Auto- rinnen von beachtlicher Qualität. Ich bin nicht bereit, einen ermäßigten Tarif wegen Geschlechtszugehörigkeit anzu- wenden.

SPIEGEL: Und die Nobelpreisträgerin Nelly Sachs?

Reich-Ranicki: Ihre Lyrik wurde immer über- schätzt und hat sich in- zwischen überlebt.

SPIEGEL: Warum haben Sie die nichtfiktionale Prosa, außer derjenigen von Lessing, Goethe, Schiller und Heine, nicht aufgenommen?

Reich-Ranicki: Weil sie sich in der Schule verhältnismäßig schwer vermitteln lässt. Doch sollte man Essayistisches von Friedrich Schlegel, Nietzsche und Thomas Mann aufnehmen, vielleicht auch noch von Karl Kraus und Feuilletons von Kurt Tucholsky.

SPIEGEL: Insgesamt, so scheint uns, leidet auch Ihre Liste unter dem Problem der Überfrach-

tung. Wann sollen die Schüler das alles lesen?

Reich-Ranicki: Also, was wollen Sie? Dass ich dieses Programm noch mehr reduziere? Das kann ich nicht. Das sollen andere machen. Es wird ohnehin manchen geben, der mich erdrosseln wird: kein Stifter, kein Jean Paul!

SPIEGEL: Auch ohne Jean Paul wirkt Ihre Liste opulent.

Reich-Ranicki: Ich habe doch schon auf so vieles verzichtet! Zum Beispiel auf die ausländische Literatur. Ich bin in Ber- lin auf die Schule gegangen, da haben wir im Englischunterricht „Hamlet“ gelesen und Dickens und Joseph Conrad, im Französischunterricht Molière und Mau- passant und andere. Heute sei das unmög- lich, sagt man mir. Andererseits: Abitu- rienten, die keine Ahnung haben, was sich hinter den Namen Shakespeare, Bal- zac, Dostojewski verbirgt – wäre das nicht absurd?

SPIEGEL: Könnten Sie zehn oder zwölf Bücher nennen, die ein Abiturient unbed- ingt kennen sollte?



Kinofilm „Wahlverwandtschaften“*: *Schmerzhafter Verzicht*

liebe Anthologien, ich habe viele her- ausgegeben, und es hat mir immer Freude bereitet. Aber viele Anthologisten sind Faulpelze: Sie verlassen sich gern auf ihre Vorgänger. So werden manche Gedichte 100, ja 200 Jahre lang mitgeschleppt. Das gilt für Klopstock und Herder, deren lite- rarhistorische Bedeutung niemand anzwei- felt, für Lessing, der ein Genie, aber kein großer Lyriker war, für Uhland, den man überschätzt hat, für Fontane, dessen Ge- dichte oft nur Plaudereien in Versen sind.

SPIEGEL: Nun wollen wir aber hören, wen Sie von der Lyrik des 20. Jahrhunderts gel- ten lassen.

Reich-Ranicki: Auch hier ist vieles mitge- schleppt worden, worauf man verzichten kann, um Platz zu machen für sechs be- deutende Poeten: für Hofmannsthal, Geor- ge, Rilke, Trakl, Benn und selbstverständlich für Brecht, den Jahrhundertlyriker.

SPIEGEL: Ist das alles?

Reich-Ranicki: Es sollten sich im Kanon noch einzelne Gedichte von der Lasker-

* Mit Marie Gillain, Jean-Hugues Anglade (1996).

Reich-Ranicki: Sehr ungern, aber meinet- wegen: „Werther“, „Effi Briest“, „Bud- denbrooks“, „Der Prozeß“, „Faust I“, je ein Band mit ausgewählten Dramen von Schiller und Kleist, je ein Band mit aus- gewählten Gedichten von Goethe, Heine und Brecht. Und wenn Sie mir noch zwei

Bestseller

Belletristik

1 (1) Henning Mankell

Der Mann, der lächelte *Zsolnay; 39,80 Mark*

2 (2) Joanne K. Rowling Harry Potter

und der Feuerkelch *Carlsen; 44 Mark*

3 (3) John Grisham Die Bruderschaft

Heyne; 46 Mark

4 (4) Joanne K. Rowling Harry Potter

und der Stein der Weisen *Carlsen; 28 Mark*

5 (5) Donna Leon Feine Freunde

Diogenes; 39,90 Mark

6 (6) Joanne K. Rowling Harry Potter

und die Kammer des Schreckens

Carlsen; 28 Mark

7 (7) Joanne K. Rowling Harry Potter

und der Gefangene von Askaban

Carlsen; 30 Mark

8 (9) Stephen King

Duddits – Dreamcatcher *Ullstein; 48 Mark*

9 (8) John le Carré Der ewige Gärtner

List; 44,90 Mark

10 (10) Per Olov Enquist

Der Besuch des Leibarztes *Hanser; 42 Mark*

11 (11) John R. R. Tolkien

Der Herr der Ringe *Klett-Cotta; 59,90 Mark*

12 (12) Zeruya Shalev Mann und Frau

Berlin; 39,80 Mark

13 (15) Frédéric Beigbeder

Neununddreißig

Rowohlt; 39,90 Mark

14 (14) Liza Marklund Studio 6

Hoffmann und Campe; 44,90 Mark

15 (–) Minette Walters

Schlangenlinien

Goldmann; 46 Mark



Warum musste die „verrückte Annie“ im Rinnstein sterben? Der neue Thriller der britischen Krimi-Königin

Titel genehmigen sollten, schlage ich einen Band mit den Werken von Büchner vor und einen Auswahlband mit der Lyrik der deutschen Romantiker.

SPIEGEL: Dass die Kultusministerkonferenz Ihren Kanon zumindest in den Hauptzügen akzeptiert – halten Sie das für möglich?

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „Buchreport“

Sachbücher

1 (1) Sebastian Haffner Geschichte eines Deutschen DVA; 39,80 Mark

2 (2) Dietrich Schwanitz Bildung Eichborn; 49,80 Mark

3 (3) Norman G. Finkelstein Die Holocaust-Industrie Piper; 38 Mark

4 (5) Günter Ogger Der Börsenschwindel C. Bertelsmann; 44 Mark

5 (4) Carola Stern Doppelleben Kiepenheuer & Witsch; 39,90 Mark



Die bekannte Publizistin beschreibt ihren Lebensweg zwischen Ost und West, Stasi und Amnesty International

6 (6) Günter de Bruyn Preußens Luise Siedler; 28 Mark

7 (7) Guido Knopp Hitlers Frauen und Marlene C. Bertelsmann; 48 Mark

8 (11) Dietrich Schwanitz Männer Eichborn; 44 Mark

9 (8) Dale Carnegie Sorge dich nicht, lebe! Scherz; 46 Mark

10 (10) Hans-Olaf Henkel Die Macht der Freiheit Econ; 39,90 Mark

11 (12) Bodo Schäfer Der Weg zur finanziellen Freiheit Campus; 39,80 Mark

12 (9) Florian Illies Generation Golf Argon; 34 Mark

13 (13) Gregor Gysi Ein Blick zurück, ein Schritt nach vorn Hoffmann und Campe; 39,90 Mark

14 (15) Dagmar von Gersdorff Goethes Mutter Insel; 49,80 Mark

15 (-) Sebastian Haffner Historische Variationen DVA; 39,80 Mark

Reich-Ranicki: Nein, wo denken Sie denn hin? Das ist ja eine ganz weltfremde Frage.

SPIEGEL: Und die Germanisten?

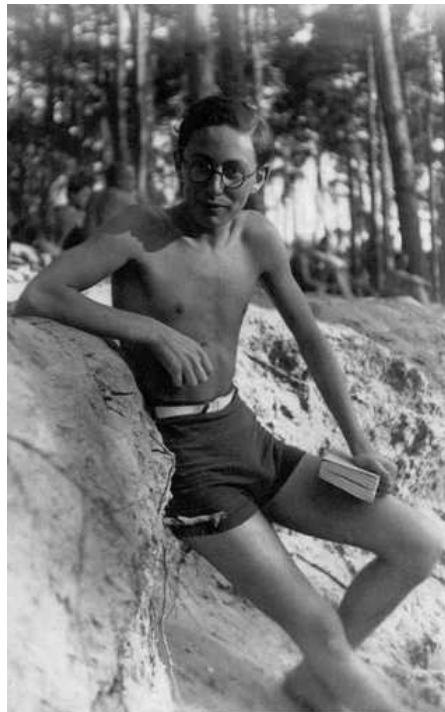
Reich-Ranicki: Ob in Deutschland, in Österreich oder in der Schweiz – es wird sich kein einziger Germanist finden, der einen solchen Kanon-Vorschlag für ansatzweise akzeptabel hält. Jeder wird empört darauf hinweisen, dass dieser oder jener Autor fehlt. Ich aber meine, dass mein Kanon-Vorschlag immer noch viel zu umfangreich ist. Jeder Kenner der deutschen Literatur (und es gibt Hunderte von hervorragenden Kennern) ist ganz und gar sicher, dass er einen besseren Kanon machen kann als ich. Und das gilt ebenfalls für alle, die sich für Kenner, für Experten unserer Literatur halten. Ihre Zahl beträgt schätzungsweise zwei bis drei Millionen.

SPIEGEL: Also alles für die Katz?

Reich-Ranicki: Nein. Aber nicht ich sollte mich über den eventuellen Nutzen meiner Arbeit äußern, sondern doch wohl andere.

SPIEGEL: Wie kommt es, dass Sie die Kanon-Idee, die Sie ja seit Jahren immer neu diskutiert haben, nicht loslässt?

Reich-Ranicki: Das hat zunächst mit einer Warschauer Gymnasialschülerin zu tun, die mir vor vielen Jahren aufgefallen ist. Sie stand an einer Haltestelle und las ein Buch. Dann kam die Straßenbahn, sie ging zur Bahn, ohne die Lektüre zu unterbrechen, und auch auf den Stufen des Waggons, in den sie stieg, las sie weiter. Ich folgte ihr und setzte mich neben sie. Ich wagte es nicht, sie anzusprechen. Doch es



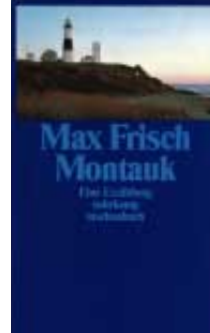
Schüler Marcel Reich (um 1936) „Lehrpläne zeugen von Weltfremdheit“

Max Frisch „Montauk“

Ein Wochenende auf Long Island, das ein Schweizer Schriftsteller mit einer viel jüngeren Frau verbringt, bevor er zurück

nach Europa reist. Beide sind erst seit kurzem ein Paar, kennen sich noch wenig, die Gespräche finden in englischer Sprache statt, was dem Mann Gelegenheit gibt, sein Leben noch einmal wie aus weiter Ferne zu betrachten. Wenig Stoff eigentlich, und doch weitet sich, dank raffinierter Montage kleinster Erinnerungsstücke, die 1975 erschienene Erzählung „Montauk“ zu einer faszinierenden

autobiografischen Skizze mit Tiefenschärfe, zu einem melancholischen, dabei niemals sentimental gestimmten Alterswerk („Sowie eine Frau mir gefällt, komme ich mir jetzt als Zumutung vor“): kluge Reflexionen über die Liebe, ohne Schmu und Schmus.



gelang mir, den Titel des Buches zu lesen. Es war Leo Tolstois „Anna Karenina“. Wie man sieht, habe ich diese Schülerin bis heute nicht vergessen.

SPIEGEL: Aber sie gehört doch mit Sicherheit einer Minderheit an.

Reich-Ranicki: Ja, wahrscheinlich einer verschwindend kleinen Minderheit. Nur habe ich als Kritiker dafür zu sorgen, dass diese Minderheit nicht noch kleiner, dass sie vielleicht sogar arg größer wird. Das habe ich von meinen Lehrmeistern gelernt, von den Brüdern Schlegel, von Heine und Fontane, von Kerr und Polgar: Sie alle waren der Ansicht, dass Kritik vor allem vermitteln müsse, und zwar zwischen der Literatur und dem Publikum. Diesem Zweck dient der Kanon. Und ich bin sicher, dass viele Leser, junge und alte, Schüler und Lehrer und sogar Rentner, für einen solchen Kanon dankbar sein werden. Denn ein fragwürdiger Kanon ist immer noch besser als überhaupt kein Kanon.

SPIEGEL: Warum eigentlich?

Reich-Ranicki: Ohne Kanon gibt es nur Willkür, Beliebigkeit und Chaos und, natürlich, Ratlosigkeit. Ich habe einmal geschrieben: Ohne Liebe zur Literatur gibt es keine Kritik. Ich darf das hier ergänzen: Einem Deutschlehrer, der die Literatur nicht liebt, wird es nicht glücken, das Interesse an der Literatur zu wecken und eben die Liebe zur Literatur. Es wird ihm nicht gelingen, seine Schüler zu überzeugen, dass Literatur – ich wiederhole es – Spaß machen kann, darf und soll.

SPIEGEL: Herr Reich-Ranicki, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.